

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Die Ältesten unter euch ermahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden Christi, der ich auch teilhabe an der Herrlichkeit, die offenbart werden soll:

Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist, und achtet auf sie, nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie es Gott gefällt, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund, nicht als solche, die über die Gemeinden herrschen, sondern als Vorbilder der Herde. So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Herrlichkeit empfangen.

Liebe Gemeinde,

Besuch hat sich angekündigt. Es gibt etwas zu besprechen – und um ungestört zu sein, habe ich meinen Gesprächspartner nach Hause eingeladen. Da stört niemand.

Fast niemand... Wie von einem Magneten angezogen, scharwenzeln die Kinder in der Küche um uns herum. Ich habe höfliche Kinder, deswegen freue ich mich zunächst, als sie unseren Gast begrüßen. Aber dann gehen sie nicht und gehen nicht. Sie könnten ja was verpassen. „Kinders, wollt ihr jetzt nicht mal spielen gehen?“

Liebe Gemeinde,

ich gebe zu, auf einen ähnlichen Effekt hoffe ich auch heute, wenn die Stelle, über die heute zu predigen ist, mit den Worten beginnt: „Den Ältesten unter euch aber sage ich...“ - Vielleicht ist es ja wie bei meinen Kindern: wenn etwas nicht für die eigenen Ohren bestimmt ist, dann ist es besonders spannend – auch wenn die Zeilen aus dem Brief erst einmal nicht erkennen lassen, wo da die Spannung liegen könnte

Um Hirten und Herden geht es. Im Predigttext, und auch in allen anderen Texten dieses zweiten Sonntages nach Ostern. Vertraute Bilder und Gedanken: der Hirte, der sich um seine Herde kümmert, und die Herde, die sich seinem Schutz anvertraut und von ihm sicher geleitet wird. Wenn es denn ein guter Hirte ist. Auf die grüne Wiese oder zum nächtlichen Unterstand.

Und gleichzeitig ein fernes Bild. Eines, das in die Welt des einstigen Hirtenjungen und späteren König David passt, und auch in die Welt der Dörfer, die Jesus mit seinen Jüngern durchwandert, aber schon nicht mehr so gut zum Alltag in der ersten Gemeinden. Nach allem, was wir wissen, waren die mehr in den Städten zu Hause.

Und heute ist es noch weiter weg. Hirten und Schafe kenne ich nur noch aus dem Urlaub. Wenn ich in irgendwelchen entlegenen Landschaften wandern war, sind sie mir mitunter begegnet. Und Menschen als Schafe, die Vorstellung ist mir auch fern. Schafe kennen keine demokratischen Entscheidungsprozesse, um

herauszufinden, welche Weide die nächste sein soll. Christinnen und Christen schon. Dass wir in der Gemeinde miteinander reden, wenn es etwas zu entscheiden gibt, unsere Meinungen einbringen, aufeinander hören, Argumente bedenken und dann gemeinsam gute Entscheidungen treffen – das ist mein Bild vom Miteinander in jeder christlichen Gemeinde.

So ist mir das Bild letztlich mehr fremd als nah – die darin angesprochenen Themen und Fragen sind es nicht. Wie funktioniert Verantwortung des Einzelnen zum Wohle einer Gemeinschaft. Wer trägt die? Wie werden da Entscheidungen getroffen, wie und mit welcher Motivation wird unter uns Verantwortung übernommen und ausgeübt?

Zu diesen Fragen möchte ich dem Bild vom Hirten und seiner Herde ein anderes zur Seite stellen. Das findet sich bei Paulus. Der beschreibt eine christliche Kirche als einen menschlichen Körper. Der hat Augen und Ohren, Hände, Füße, ein Herz und einen Kopf. Und einen Hintern. Den braucht es auch. Gemeinde funktioniert, wenn das Miteinander all ihrer Teile funktioniert. Die Verantwortung für eine Gemeinde, das lerne ich aus diesem Bild, liegt bei allen ihren Mitgliedern. Und wenn ich das sage, hoffe ich, dass nun bei Ihnen nicht der Reflex einsetzt, den ich auch von meinen Kindern kenne: deren Bereitschaft, die Küche zu verlassen steigt dramatisch, wenn ich intoniere, dass es gleich ans gemeinsame Aufräumen gehen könnte...

Miteinander können wir Gemeinde bauen. Und das ist klasse, das ist ein großes Geschenk. Ganz am Anfang erzählt die Bibel, wie der Mensch erschaffen wird. Und was ihn ausmacht: dass er Dinge benennen und die Welt, in der er lebt, gestalten kann. Und soll und darf. Gott mutet uns das zu – und er traut uns das zu.

Im Herbst steht ja nach sechs Jahren wieder die Kirchenvorstandswahl an, und der Vertrauensausschuss, der sich darum zu kümmern hat, ist gerade dabei, eine Kandidatenliste zusammenzustellen. Die ist schon ganz gut gefüllt, und ich freue mich über jeden, der da „Ja“ sagt und sich einlässt auf's Mitdenken, -gestalten und -leiten unserer Gemeinde einlässt. Ein, zwei Namen hätten noch Platz – also, wenn Sie eine Idee haben, fürchten Sie sich nicht, mich anzusprechen...

Ich freue mich auch über jeden, der an anderer Stelle Verantwortung für unser Miteinander unternimmt. Manchmal ist das sichtbar. Sonntag für Sonntag findet sich aus einem kleinen Kreis verlässlich der liturgische Chor, der in großer Treue dafür sorgt, dass die Gemeinde nicht den Gesang des Pfarrers ertragen muss. Dankeschön dafür! Und danke denen, die im Verborgenen das Ihre zum Wohl der Gemeinde beitragen: indem sie die Gemeindebriefe austragen, dafür Sorge tragen, dass die Kirche auch während der Mittagspause des Mesners geöffnet bleiben kann oder die besuchen, die selbst gerade nicht aus der Wohnung kommen.

Sie merken, mir ist das Bild des Leibes mit den verschiedenen Gliedern als Beschreibung näher als das des Hirten mit seiner Herde. Gemein ist beiden

Bildern, dass sie aus Zeit stammen, in der „Gemeinde-Sein“ unter ganz anderen Voraussetzungen stattfand als es das heute tut. Die ersten Gemeinden waren geschlossene Veranstaltungen. Da traf man sich heimlich und blieb unter sich. Heute würde man das wohl „Parallelgesellschaft“ nennen. In der harrte man aus, wo es ging, unterhalb des Radars des Staates, in Erwartung der baldigen Wiederkunft des Herrn.

So leben wir heute nicht. Sie sind heute hier, und vielleicht waren sie auch am letzten Sonntag hier. Aber die Woche über ist es weniger unser Miteinander, das unser Leben prägt. Der Rhythmus der Arbeit, der Puls der Stadt, Nachrichten und Entscheidungen, die anderswo fallen und doch hier unser Leben prägen.

Wie wir leben, und wie wir zu leben haben, das bestimmt nicht in erster Linie unser Miteinander hier. Wir kennen die Gesetze, die wir kennen müssen - und normalerweise Da ist der Beruf mit seinen Anforderungen und Erwartungen, da sind gesellschaftliche Stimmungen und Überzeugungen, die uns nicht unbeeinflusst lassen.

An der Stelle fängt das Bild von den Schafen dann ganz überraschend doch an zu reden mit mir. So genau wissen die ja nicht, warum die heute auf dieser und morgen auf jener Weide stehen. Sie folgen halt dem, der vorne die Richtung angibt. Selten ein Schaf, das sich entscheidet, mal ganz anderswo hinzugeben. Und so sehr ich kein Schaf sein will, so sehr merke ich, dass es mir nicht leicht fällt, im Chor der vielen lauten und leisen Stimmen um mich herum immer zu wissen, was eigentlich tatsächlich mein Überzeugung ist, was ich tatsächlich aus mir – und aus meinem Glauben heraus – für wichtig und richtig halte, und wo ich mich mich habe mittreiben lassen, ohne es bemerkt zu haben.

Was halte ich eigentlich davon, dass viele, die in unser Land geflohen sind, ihre Familien nicht nachholen können? Irgendwie ist das ja weitgehend akzeptiert. Und ich? Finde ich das immer richtig? Oder immer falsch? Mal so und mal so? Oder ist mir das nicht so wichtig, weil es insgesamt kein großes Thema mehr ist? Was ist mit meiner Leidenschaft für den Erhalt der Schöpfung? Bin ich zu alt? Zu bequem geworden? Wie ist das mit dem Feuer für Gerechtigkeit in mir? Seit Jahren boomt unser Land, jedes Monat bringt neue Erfolgsmeldungen vom Arbeitsmarkt – und ich drücke Menschen, die verzweifelt und beinahe weinend am Pfarramt klopfen, einen 20-Euro-Schein in die Hand und zucke ansonsten ratlos die Achsel, weil ich glaube, mehr kann ich halt nicht tun?

Ich merke: ich bin nicht gefeit davor, als Schaf zu leben. Aber ich glaube: dem Schicksal muss ich mich nicht ergeben. Wir müssen das nicht. Wenn uns denn Gott die Gaben gegeben hat, einander Ohren und Augen, Herz und Hirn, Hand und Fuß zu sein, dann sind wir dazu nicht nur hier in der Gemeinde berufen, sondern auch dort, wo Gott uns sonst hingestellt hat. Wem gute Augen geschenkt sind oder scharfe Ohren – der sehe hin und höre genau zu. Wir leben mehr denn je in einer Zeit, in der es auf Ohren ankommt, die im aggressiven Dröhnen

derer, die die Schlagzeilen und Twittermeldungen beherrschen auch die leisen Töne noch hören können. Und auf Augen, die mehr sehen als Schwarz und Weiß. Herzen braucht es, die nicht von Angst regiert werden und Köpfe, die optimistisch denken können. Hände, die aufbauen und nicht zerstören und Füße, die friedliche Wege bahnen.

Und um zu guter letzt meinen Frieden mit dem Predigttext zu schließen: wenn wir denn so in unser gesellschaftliches Miteinander unsere Augen und Ohren unsere Stimmen und unsere Tatkraft einbringen – dann dürfen wir das nach Schafsart tun. Möglicherweise habe ich denen bislang Unrecht getan in meiner Predigt. Ich stelle mir Schafe immer dumm vor. Aber das ist ja nicht gesagt. Was Schafe auf jeden Fall gut können, das ist: zu Vertrauen. Dass der Hirt den Weg kennt, daran zu zweifeln, fällt dem Schaf nicht ein. Nicht daran, dass er den Weg führt zur grünen Weide, nicht daran, dass der Tag ein gutes Ende nehmen wird.

Vertrauen wir also nach Art der Schafe. Der, der uns ruft, ist treu. Er wird zum guten Ende bringen, was er mit und durch uns beginnt. „Du wirst ein Segen sein, weil ich dich segne.“ - Worte, die uns allen gesagt sind. Mit der Zuversicht fröhlich und zuversichtlich als Christ zu leben und darauf vertrauen, dass Friede sein wird, dass Menschen lernen werden, miteinander zu leben, ihre gegenseitigen Ängste und den Neid zu überwinden, das Fremde zu ertragen, ohne sich bedroht zu fühlen, und zu all dem im Vertrauen auf unsren Gott das meine beizutragen – ein solches Schaf will ich dann gerne sein. Amen